

À propos : "wundervoll - wundervoll - Kopenhagen"

Autor(en): **Tucholsky, Kurt**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Der Kreis : eine Monatsschrift = Le Cercle : revue mensuelle**

Band (Jahr): **29 (1961)**

Heft 9

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-570851>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Flecken für einen Augenblick aus meinem Gesicht verschwanden. Ich war unfähig zu überlegen, was ich nun sagen oder vielleicht tun sollte.

«Baden wir zusammen?» fragte Leonidas, meine Verlegenheit abkürzend. «Zusammen?» stammelte ich erschrocken und dachte angstvoll an meine roten Körperhaare. «Natürlich», lachte er, «aber sprich nicht so laut, sonst hört uns Thilly nebenan» — ging ins Badezimmer und liess das Wasser in vollen Strahlen in die Badewanne laufen!

Morgen werde ich Leonidas bestimmt einen Brief schreiben . . .

Ernst, Bern

A propos: „...wundervoll — wundervoll — Kopenhagen“

Eine Ferien-Entdeckung für Humorvolle

«Soll ich dir das Fischrestaurant zeigen, in dem Ludendorff immer zu Mittag gegessen hat, als er noch eine Denkmalsfigur war?»

«Zeig es mir . . . nein, gehen wir lieber auf Lange Linie!» —

Wir sahen uns alles an: den Tivolipark und das schöne Rathaus und das Thorwaldsen-Museum, in dem alles so aussieht, wie wenn es aus Gips wäre. «Lydia!» rief ich, «Lydia! Beinah hätt ich es vergessen! Wir müssen uns das Polysandrion ansehen!» — «Das . . . was?» — «Das Polysandrion! Das musst du sehn. Komm mit.» Es war ein langer Spaziergang, denn dieses kleine Museum lag weit draussen vor der Stadt.

«Was ist das?» fragte die Prinzessin.

«Du wirst ja sehen», sagte ich. «Da haben sich zwei Balten ein Haus gebaut, und der eine, Polysander von Kuckers zu Tiesenhausen, ein baltischer Baron, vermeint, malen zu können. Das kann er aber nicht.» — «Und deshalb gehen wir so weit?» — «Nein, deshalb nicht. Er kann also nicht malen, malt aber doch — und zwar malt er immerzu dasselbe, seine Jugendträume: Jünglinge . . . und vor allem Schmetterlinge.» — «Ja, darf er denn das?» fragte die Prinzessin. «Frag ihn . . . er wird da sein. Wenn er sich nicht zeigt, dann erklärt uns sein Freund die ganze Historie. Denn erklärt muss sie werden. Es ist wundervoll.» — «Ist es denn wenigstens unanständig?» — «Führte ich dich dann hin, mein schwarzes Glück?»

Da stand die kleine Villa — sie war nicht schön und passte auch gar nicht in den Norden; man hätte sie viel eher im Süden, in Oberitalien oder dort herum vermutet . . . Wir traten ein.

Die Prinzessin machte grosse Kulleraugen, und ich sah das Polysandrion zum zweiten Mal.

Hier war ein Traum Wahrheit geworden — Gott behüte uns davor! Der brave Polysander hatte etwa vierzig Quadratkilometer teurer Leinwand voll gemalt, und da standen und ruhten nun die Jünglinge, da schwebten und tanzten sie, und es war immer derselbe, immer derselbe. Blassrosa, blau und gelb; vorn waren die Jünglinge, und hinten war die Perspektive.

«Die Schmetterlinge!» rief Lydia und fasste meine Hand. «Ich flehe dich an», sagte ich, «nicht so laut! Hinter uns kriecht die Aufwärterin herum, und die erzählt nachher alles dem Herrn Maler. Wir wollen ihm doch nicht weh tun.» Wirklich: die Schmetterlinge. Sie gaukelten in der gemalten Luft, sie hatten sich auf die runden Schultern der Jünglinge gesetzt, und während wir bisher

geglaubt hatten, Schmetterlinge ruhten am liebsten auf Blüten, so erwies sich das nun als ein Irrtum: diese hier sassen den Jünglingen mit Vorliebe auf dem Popo. Es war sehr lyrisch.

«Nun bitte ich dich...», sagte die Prinzessin. «Still!» sagte ich. «Der Freund!» Es erschien der Freund des Malers, ein ällicher, sympathisch aussehender Mann; er war brav-bürgerlich angezogen, doch schien es, als verachtete er die grauen Kleider unsres grauen Jahrhunderts, und der Anzug vergalt ihm das. Er sah aus wie ein Ephebe a. D. Murmelnd stellte er sich vor und begann zu erklären. Vor einem Jüngling, der stramm mit Schwert und Schmetterling dastand und die Rechte wie zum Gruss an sein Haupt gelegt hatte, sprach der Freund in schönstem baltischem Tonfall, singend und mit allen rollenden Rrrrs: «Was Sie hier sehn, ist der völlich verjästichte Militarismus!» Ich wendete mich ab — vor Erschütterung. Und wir sahen tanzende Knaben, sie trugen Matrosenanzüge mit Klappkragen, und ihnen zu Häupten hing eine kleine Lampe mit Bommelfransen, solch eine, wie sie in den Korridoren hängen —: ein möbliertes Gefilde der Seligen. Hier war ein Paradies aufgeblüht, von dem so viele Seelenfreunde des Malers ein Eckchen in der Seele trugen; ob es nun die ungerechte Verfolgung war oder was immer: wenn sie schwärmten, dann schwärmten sie in sanftem Himmelblau, sozusagen blausa. Und taten sich sehr viel darauf zu gute. Und an einer Wand hing die Photographie des Künstlers aus seiner italienischen Zeit; er war nur mit Sandalen und einem Hoihotoho-Speer bekleidet. Man trug also Bauch in Capri.

«Da bleibt einem ja die Luft weg!» sagte die Prinzessin, als wir draussen waren. «Die sind doch keineswegs alle so...?» — «Nein, die Gattung darf man das nicht entgelten lassen. Das Haus ist ein stehengebliebenes Plüschsofa aus den neunziger Jahren; keineswegs sind sie alle so. Der Mann hätte seine Schokoladenbildchen gradesogut mit kleinen Feen und Gnomen bevölkern können... Aber denk dir nur mal ein ganzes Museum mit solch realisierten Wunschträumen — das müsste schön sein!»

«Und dann ist es so... blutärmlich!» sagte die Prinzessin. «Na, jeder sein eigener Unterleib! Und daraufhin wollen wir wohl einen Schnaps trinken!» Das taten wir.

Aus «Schloss Gripsholm» von Kurt Tucholsky. Verlag Rowohlt, Berlin, 1932.

*

Zur nachträglichen Ehrenrettung von Kopenhagen ist zu sagen, dass das hier beschriebene, jeden Menschen von Geschmack umwerfende Kitsch-Museum längst nach dem Süden gewandert ist, und im Gau Tessin angesiedelt wurde, allwo es auch seither bereits verewigte Bundesräte zu hymnischen Urteilen verführte. Der Maler und sein Freund haben sich ebenso längst bei Petrus angemeldet, der ihnen hoffentlich den Kopf gründlich gewaschen hat in bezug auf erlaubte Wunschträume und Anflugbasen unschuldiger Schmetterlinge. Wir selbst wollen den künstlerischen Entgleisungen der heute hoffentlich seligen Träumer nichts nachtragen und die verkorksten Leinwandflächen uns stets als drohende Zeigefinger in Erinnerung rufen, wenn «blausa» — Texte und Bilder — sich in unserer Zeitschrift Heimatrecht erwerben wollen. Wir dürfen und wollen nie blutärmlich werden, kluge und verehrte Prinzessin von Tucholsky's Gnaden!

Rolf.